

Die Spielerin

Autor(en): **Steenken, Eduard H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665462>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D I E S P I E L E R I N

Das letztmal hat mir ein Punkt gefehlt, denken Sie, nur ein Punkt, ein Pünktchen und ich hätte über 2000 Franken gehabt!»

Sie lächelte vor sich hin: 2000 Franken, und es klang wie ein Echo.

«Und wenn Sie die gehabt hätten?»

«Hätte ich mir einen Staubsauger gekauft», war ihre prompte Antwort, «dann hätte ich mir die Zähne machen lassen, hätte das Kostüm meiner seligen Mutter umarbeiten lassen. Was übrig geblieben wäre, hätte mein Bruder bekommen.»

«Sie sollten doch mal Glück haben», sagte ich, «überlegen Sie auch gut, wenn Sie die Zahlen eintragen?»

«Ueberlegen? Ich kenne alle Mannschaften, und die Sportzeitung lese ich in der Bibliothek. Uebrigens habe ich das ganze bestimmte Gefühl — hören Sie — das ganz bestimmte Gefühl, dass es das nächstmal etwas gibt.»

Sie beendigte ihr kleines Mahl im Alkohol-freien, sie wickelte ein Stückchen Käse in eine kleine Serviette ein, sie erhob sich mit einem lieben Alt-Fräulein-Nicken. Ich sah, dass sie ein wenig gekrümmt war. Sicher hatte sie über sechzig Jahre.

Ich bin ihr dann in der Folge immer wieder begegnet, wie es uns manchmal mit gewissen Menschen ergeht.

«Etwas gewonnen?» rief ich ihr entgegen.

«Wie nett Sie sind», sagte sie, «dass Sie sich um mich sorgen. Nein, aber das war meine eigene Schuld. Ich habe den Zettel an einem Donnerstag ausgefüllt und das ist doch mein schwarzer Tag. Natürlich fiel mir das erst später ein.»

Sie brockte ihr Brot in die etwas allzu klare Suppe, sie trank den Süssmost in kleinen Schlückchen. «Denken Sie übrigens, da hat jemand 50 000 Franken gewonnen. Können Sie sich eine solche Summe vorstellen?»

«Riesig», sagte ich, «vorstellen kann ich mir sie schon. In lauter Tausender. Fünfzig übereinander. Aber hätte Sie das nicht umgeworfen?»

«Nein», sagte sie prompt, «ich hätte mir eine Hühnerfarm gekauft — aber zuerst wären die Zähne dran gekommen. Dann wäre ich in meine Heimat, den Kanton Glarus, gefahren. Aber ich werde einmal viel gewinnen. Ich habe ein System . . .»

«Ein System», bekräftigte sie mit einem kleinen Triumph in der Stimme. «Ich habe es von einem Professor, einem richtigen! Er hat Mathematik studiert. Er ist furchtbar gescheit. Ich habe ihm ein Fünftel vom Gewinn versprochen.»

Vierzehn Tage später traf ich sie in der grossen Passage in einem blauen Seidenschal.

«Diesmal hat's geklappt», rief ich aus.

«Ach, Sie haben mich erschreckt. Wieso kommen Sie auf die Idee? Nein, ich konnte die letzte Woche nicht spielen, ich habe meine Kohlenrechnung bezahlt, es langte auf den Franken genau. Aber in der vergangenen Nacht sah ich lauter Striche. Wenn das kein gutes Vorzeichen ist!»

«Wieso?»

«Striche, so ganz kleine, wissen Sie, bringen einem alten Mädchen Glück.»

Sie lächelte über ihr ganzes Gesicht. Nichts Schöneres, dachte ich, als ein Altmädchenlächeln.

Inzwischen hatte man mir von ihr erzählt. Sie war eine Auslandschweizerin, einst sehr wohlhabend, bis ihr Vater durch unglückliche Spekulationen das ganze Familienvermögen vertan hatte. Eine Zeitlang lehrte sie Spanisch, drei Franken die Stunde, dann wurde sie krank, die paar Schüler und Schülerinnen liefen ihr fort und kamen nie wieder. Sie war in das «schwarze Loch» gefallen, wie sie mit einem kleinen lieben Lachen sagen konnte. Und war doch so viel Ernst hinter diesem Lachen. Sie schuldete den Aerzten Geld, sie kam aus diesem Verhältnis nicht heraus. Die öffentliche Fürsorge wollte sie nicht in Anspruch nehmen. Sie versetzte die letzten Schmuckstücke, daneben spielte sie.

Einmal platzte sie allerliebste heraus:

«Ich bin eine richtige Spielerin geworden — gottlob keine Dostojewskische!»

«Ich verstehe Sie nur zu gut», sagte ich, «einige tausend Franken fehlen uns allen.»

«Ihnen auch?»

«Und wie . . .!»

Sie seufzte: «Wenn es nur einmal ein paar hundert wären. Aber Fortuna will scheint's wirklich nichts von mir wissen. Ich wäre gern einmal zu meiner Freundin gefahren. Sie hat so schöne Astern im Garten . . .»

«Weiss sie . . .?»

«Dass ich arm wie eine Kirchenmaus bin? Nein, ich würde es ihr auch nie sagen.»

Dann sah ich sie nicht wieder. Ich musste verreisen, ich war mit Leuten zusammen, die keine Geldsorgen hatten, die ihren Braten assen, ihr Brier tranken und von kümmerlichen Verhältnissen nichts wissen.

Als ich wieder kam, traf ich die Spielerin nicht mehr. Sie wird umgezogen sein, dachte ich. Sicher hat sie einmal gewonnen. Erst nach Monaten vernahm ich zufällig, dass sie gestorben war. Sehr rasch, Herzkrise. Man hatte sich in dem ärmlichen Zimmer betreten umgesehen. Erst einige Tage nach der Beerdigung wurde der Spielzettel auf der Kommode entdeckt. Es erwies sich, dass sie 3000 Franken gewonnen hatte. Kein Riesenskapital und doch . . . Wie hätte sie sich gefreut. Und einen Augenblick lang sah ich ihr Gesicht vor mir und hörte ihre Stimme: Ich habe das ganz bestimmte Gefühl, dass es das nächstmal etwas gibt!

A. Fricker

B E A T E

«Ich wollte, du kämest nach Grünberg mit». Gerhard sagte es so gütig und eindringlich, dass Irene die Absage, die ihr schon auf den Lippen lag, zurückbehielt. «Es würde dir besser tun, als über das Fest in der staubigen Stadt zu bleiben.»

Irene blickte von ihrer Schreibmaschine zu Gerhard auf, der gross und schlank vor ihr stand, sein dunkles Haar leuchtete in den Sonnenstrahlen, die durch das Büro huschten, und seine Augen waren blauer als der Frühlingshimmel. Irene sah in ihm nichts anderes als einen guten Freund; er wusste es, bemühte sich aber trotzdem weiter um sie.

Als ob er ihre Gedanken erriete, setzte er mit entwaffender Natürlichkeit hinzu: «Ich erwarte nicht, dass du in einer romantischen Umgebung deine Einstellung zu mir änderst. Aber Beate und Albert würden sich freuen, dich kennen zu lernen. Die Kinder sind auf Besuch bei den Grosseltern.»

So willigte Irene ein, mitzugehen, und nachdem Gerhard fröhlich pfeifend davongeschlendert war, nahm sie Handschuhe und Tasche auf, um zum Mittagessen zu gehen. Im Vorübergehen warf sie noch einen Blick in den Spiegel. Er zeigte ein kühles, zierliches Mädchen in einem grauen Costume, das zur Farbe ihrer Augen passte, mit weichem braunem Haar und einem Hauch von Sprödigkeit umwoben. Sie hatte sich diese als Tarnung zugelegt, seit vor einem Jahr, eine Woche vor der Hochzeit, Viktor gestorben war. Die Grösse des erlittenen Schmerzes nahm Irene den Mut zu einer neuen Bindung. Viktor und Gerhard waren Jugendfreunde.

*

Sie fuhren mit dem Frühzug. In Grünberg erwartete sie Albert mit dem Wagen.

«Hoffentlich habt ihr einen tüchtigen Appetit mitgebracht», begrüßte er sie fröhlich, «Beate trifft grosse Vorbereitungen.»

Beate, die ihnen den Gartenweg hinunter entgegenkam, beeindruckte Irene durch ihre Schönheit. Sie war gross, ihr Haar hatte die Farbe leuchtenden Kupfers. Es ging eine seltsame, ruhige Kraft, mit sonniger Heiterkeit verbunden, von ihr aus. Sie streckte Irene die Hand hin. «Wir freuen uns sehr, dass Sie gekommen sind. Gerhard schrieb uns oft von Ihnen.»

Irene erhielt das grosse Schlafzimmer im Dachstock. Es sah mit den geblumten Vorhängen, hübschen Lampen und vielen Büchern entzückend aus, und Irene fühlte etwas wie Frieden in ihr Herz einziehen. Aber dieses Gefühl hielt nicht lange an. Beate zerstörte es bei Tisch. In ihrer geraden Art sagte sie: «Viktor war oft hier über das Wochenende. Im Sommer lag er im Garten in der Hängematte und schlief den ganzen Tag. Er behauptete, Meerwasser in den Adern zu haben, weil er diese Hängematte so liebte!»

Es entstand ein betretenes Schweigen, bis Irene erwiderte: «Ich weiss. Er erzählte mir davon.» Aber sie war verstimmt. Weshalb musste Beate Viktor erwähnen? Sollte sie immer wieder von neuem an ihren Verlust und ihre Einsamkeit erinnert werden?

Nach dem Mittagessen wollten Gerhard und Irene einen Spaziergang machen. «Kommst du mit?» wandte sich Gerhard an seinen Schwager. Aber dieser schüttelte den Kopf: «Ich bin zu müde, alter Junge.» Der Blick, den Beate ihrem Gatten zuwarf, gab Irene den ganzen Nachmittag zu denken. Hatte sie sich getäuscht, oder lag wirk-